

Biblioteca Digital Curt Nimuendaju

<http://biblio.etnolinguistica.org>

Borba, Telemaco Morocines. 1886. Die Caingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná. *Globus: Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde*, vol. L, n. 15, p. 233-236.

Permalink: http://biblio.etnolinguistica.org/borba_1886_caingangs

O material contido neste arquivo foi escaneado e disponibilizado online com o objetivo de tornar acessível uma obra de difícil acesso e de edição esgotada, não podendo ser modificado ou usado para fins comerciais. Seu único propósito é o uso individual para pesquisa e aprendizado.

Possíveis dúvidas ou objeções quanto ao uso e distribuição deste material podem ser dirigidas aos responsáveis pela Biblioteca Digital Curt Nimuendaju, no seguinte endereço:

<http://biblio.etnolinguistica.org/index:contato>

O presente trabalho, extraído de volume digitalizado pelo projeto Google Books, foi disponibilizado pela equipe da Biblioteca Digital Curt Nimuendaju em agosto de 2010.



die doch mindestens 10 Millionen Kubikmeter Raum im Erdboden beanspruchen. Seitdem hat die Produktion noch zugenommen; es ist daher kaum zu verwundern, wenn die Phantasie des Verfassers einer Broschüre über den neuen Emskanal sich zu der Annahme versteigt, daß an Stelle des industriellsten deutschen Gebietes in absehbarer Zeit ein mächtiger Binnensee sich ausbreiten werde. Unmöglich ist es nicht, daß die jetzt schon vorhandenen Uebelstände zu Zuständen sich steigern, welche den Bewohnern die größten Schwierigkeiten in den Weg stellen. Sumpffieber sind schon heute keine Seltenheit und was jetzt mit großen Opfern gethan wird, um die Entwässerung nach der immer noch der Regulierung harrenden Emscher künstlich zu erhalten, kann doch nur für wenige Jahrzehnte helfen, nicht für Jahrhunderte. Der Streit zwischen dem vorhandenen Grundbesitz und der Industrie wird ein immer intensiverer werden zum Nachtheil der letzteren, so daß die jetzt schon mehrfach von den Zechen angewandte Methode, die Güter anzukaufen und zu verpacken, immer weitere Ausdehnung gewinnen muß. Eine der bedeutenderen Zechen hat seit fünf Jahren jährlich für 15 000 Mark Schaden allein

an den Eisenbahnen angerichtet, die für die Wiederherstellung doch nur ihre Selbstkosten erstattet haben wollen und nur die nothwendigsten Regulierungsarbeiten vornehmen.

Noch schwieriger werden die ohnehin schon complicirten Verhältnisse, wenn es sich um Bergschäden an solchen Stellen handelt, wo nach dem früheren Berggesetze mehrere Zechen über einander Bergbau treiben. Während jetzt die Grenzen der Grubenselder vertikale Ebenen sind, ist es nach dem alten Gesetze möglich gewesen, daß in zwei über einander liegenden Flözen verschiedene Berechtigte arbeiten ließen. Wer in solchem Falle der Schuldige, ist oft kaum zu ermitteln, und die hierüber aufgestellten Theorien weichen nicht unwesentlich von einander ab.

Wir wollen wünschen, daß es den Bergtechnikern gelingen möge, Mittel und Wege zu finden, die eine blühende Industrie vor einer Zunahme der Schäden und Prozesse bewahrt. Eine im Jahre 1878 eingesetzte Kommission zur Regulierung der Bergschäden im Wege des schiedsgerichtlichen Verfahrens ist wenig in Anspruch genommen worden, durch wessen Schuld, wollen wir nicht untersuchen.

Die Gaingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná.

In der „Revista“ der Secção da Sociedade de Geographia de Lisboa, no Brazil (Tomo II, 1883) veröffentlicht Telemaco Morocines Borba einige interessante Notizen über die Gaingangs-Indianer, welchen wir Folgendes entnehmen.

Unter den verschiedenen Eingeborenen, welche noch heute den westlichen und südlichen Theil der Provinz Paraná bewohnen, nehmen die Gaingangs ohne Zweifel einen hervorragenden Platz ein; obwohl weniger wild wie die Botocuden haben sie sich noch bis heute nicht mit der Civilisation befreunden können, trotzdem manche Versuche zu diesem Zwecke angestellt worden sind. Lange Zeit hindurch haben sie dem Eindringen civilisirter Menschen in die von ihnen bewohnten Territorien ganz energischen Widerstand geleistet.

Sie führen den Namen Gaingangs, für welchen man eine Erklärung nicht angeben kann; wenn man sie fragt, weshalb sie sich so nennen, antworten sie „Weshalb nennt ihr euch Portugiesen?“ (die Indianer dieser Provinz nennen alle civilisirten Menschen Portugiesen; sie allein sehen sich als wahre Brasilianer an), und wenn man ihnen erklärt, was Portugiese bedeutet, bleiben sie bei der Antwort, daß sie sich Gaingangs nennen, weil dies eben ihr Name sei.

Für gewöhnlich sind sie unter dem Namen der Coroados, Tonsurirte, bekannt, weil sie ihr Haar so schneiden wie die katholischen Priester.

Die Gaingangs behaupten, daß ihre Vorfahren die jetzigen Gebiete von Castro und Guarapuava bewohnten, von wo aus sie die Bewohner des Inneren und die auf der Straße von Rio Grande do Sul Durchziehenden angriffen. Sie wollten sich der Bevölkerung von Guarapuava widersetzen, griffen diese anfänglich an, wurden jedoch zurückgeworfen und verloren, nachdem die Bevölkerung größer geworden, in einem großen Kampfe viele Menschen; nach diesem Verluste gingen sie wieder zu ihrem alten Systeme über, indem sie verrätherischer Weise die unvorbereiteten

Bewohner von Palmas und Guarapuava überfielen; trotzdem erlitten sie häufig große Verluste und die Repressalien der Einwohner in Verbindung mit den Rajiten Condã und Bery, waren ihnen immer verhängnißvoll. 1856 und 1857 griffen die Leute des letzteren sie in ihren Ansiedelungen am Flusse Piquiry an, tödteten ihnen viele Krieger, nahmen andere gefangen und verbrannten ihre Ranchos.

Durch diese und andere Verluste entmuthigt, suchte ein großer Theil von ihnen die Freundschaft der Brasilianer zu gewinnen und stellte sich 1858 in der Militärkolonie Ithahy, in welcher damals der verabschiedete Major Thomas José Munitz Direktor war; dieser behandelte sie gut und ging auf ihre Friedenswünsche ein.

Die Regierung suchte sie in S. Teronymo und S. Pedro Alcantará anzusiedeln; in S. Teronymo leben noch heute viele von ihnen, friedlich und fleißig, Dank den Bemühungen des Paters Luiz de Semiteile; die von S. Pedro Alcantará sind, nachdem sie sich mit den verschiedenen Missionen erzürrt hatten, von dort weggezogen und leben jetzt friedlich in den Thälern des Tibagy und Ivahy. Diejenigen, welche noch jetzt nicht unterworfen sind, wenngleich sie keine Ueberfälle mehr ausüben, leben nomadisch in den Wäldern des Piquiry, des unterem Ivahy und Iguassú.

Als Borba 1876 den Piquiry besuchte, hatte er Gelegenheit, sie in ihren Ansiedelungen näher kennen zu lernen. Er konnte bei dieser Gelegenheit erreichen, daß 25 von ihnen nach Ithahy kamen, wo er sie mit einigen Messern, Senfen und Aexten beschenkte, worauf sie zufrieden in ihre Ranchos zurückkehrten. Diese Indianer sind von kleiner Statur, groben Gesichtszügen, wohl proportionirt, doch häßlich, gut genährt, die Weiber mit großen Brüsten; der Kopf ist groß, die Stirn kurz, die Augen klein und schräg, die Oberbacken sehr hervorstehend; kleine Ohren, kleine, ein wenig stumpfe Nase, großer Mund, dicke Lippen, große, gut gesormte Zähne,

kurzer Nacken, kleine Hände und Füße und dünne Finger. Männer wie Weiber reißen sich alle Haare am Körper aus, inbegriffen Augenbrauen und Wimpern; sie tragen das Kopfsaar tonsurirt wie die Mönche, mit einer großen kahlen Stelle im Mittelpunkte. Die Weiber sind bedeckt mit einem Schamgürtel, den sie aus einem selbstgefertigten Gewebe aus Fasern einer großen Nesselart herstellen. Die Männer gehen nackt, fast alle haben jedoch eine Art großer Decken, welche sie curú-cuchá nennen, ebenfalls aus Nesselfasern hergestellt; mit diesen tanzen sie bei ihren Festen und bedecken sich in kalten Nächten damit.

Die Caingang leben in Banden von 50 bis 100 und mehr Individuen unter der Leitung eines Kaziken, dessen Macht jedoch fast Null ist. Nur durch Ueberredung und Sanftmuth, vor Allem durch Geschenke, kann der Kazike sich einigen Einfluß auf seine Genossen verschaffen; in dem Augenblicke aber, wo er sich dieser Mittel der Herrschaft nicht mehr bedient, steht er vereinsamt da und wird von Allen verlassen, selbst seine Kinder und Verwandten gehen von ihm fort und suchen sich einen freigebigeren und weniger despotischen Chef.

Während Kaziken meist diejenigen sind, welche am meisten arbeiten, sind sie doch zugleich die, welche am wenigsten besitzen, denn es ist Gebrauch unter diesen Leuten, daß sie niemals etwas verweigern dürfen, was man von ihnen fordert, und eine der größten Beleidigungen, welche man ihnen zufügen kann, ist es, wenn man sie knauserig nennt.

Es ist ein Volk von großem Unabhängigkeitsgefühl und sehr hochmüthig; sie gehorchen Niemandem; nur vermittels Geschenke und guter Worte kann man erreichen, daß sie irgend einen Dienst leisten. Ihre religiösen Begriffe sind sehr geringe; sie erkennen nur ein gutes Wesen an, welches sie Tupem nennen; dieses bringt sie in ein anderes Leben, in ein Land des Ueberflusses, mit reicher Jagd, wo sie leben ohne arbeiten zu müssen, nur große Antas (Tapir) jagend, welche sich ihren Pfeilen stellen, ohne daß sie nöthig haben, sie durch die Wälder zu verfolgen. Einige von ihnen, die schlaue Betrüger sind, geben vor, durch Träume mit Tupem in Verbindung zu stehen, welcher ihnen auf diese Weise gutes oder schlechtes Wetter vorhersagt, ihnen Gelegenheit zu glücklichen Jagden zeigt u. s. w. Dies sind meist alte Kaziken, welche sich dieses Mittels bedienen, um nicht von ihren Genossen verlassen zu werden.

Die Caingang haben ein sehr feines Gesicht, Geruch und Gehör. Sie sehen in sehr großen Entfernungen und nichts ist ihnen leichter, als im Dickicht der Spur des Wildes, des Feindes oder ihrer Freunde zu folgen. Durch den Geruch erkennen sie die Annäherung einer Cobra oder anderer schädlicher Thiere; auf das Genaueste hören und unterscheiden sie das leise und schleichende Auftreten des Tigers.

Wie die anderen Indianer haben die Caingang keine feste Wohnungen; sie verändern ihren Wohnsitz fast alljährlich, je nachdem ihnen die Existenzmittel ausgehen. Wenn sie ein an Wild und Honig reiches Gebiet finden, bauen sie sich 25 bis 30 m große Ranchos aus Palmblättern ohne irgend welche Abtheilungen; an zwei Enden werden kleine Oeffnungen gelassen, durch welche ein Mensch gebückt eben eintreten kann. Im Inneren zündet jede Familie ihr eigenes Feuer an. Männer, Weiber und Kinder schlafen durch einander auf, auf die Erde gestreuter Baumrinde, die Füße dem Feuer zulehrend. Sie reinigen ihre Wohnungen niemals; wenn sie schmutzig sind und voller Flöhe, so verbrennen sie dieselben und bauen sich neue.

Sie besitzen sehr wenige Geräthschaften; diese beschränken sich auf einen Kochtopf (cócra), ein Steinbeil (bóng),

einen kleinen Reismörser (crois), dessen Stößel aus Stein gefertigt ist (crá), ein Sieb, einen Korb (quênhe), einige durchschnittenen Kürbisse, die als Teller dienen (rumiá), und kleine Splitter Feuerstein (toi), welche als schneidende Instrumente Verwendung finden. Diejenigen, welche in der Nähe der brasilianischen Dörfer wohnen, haben schon einige Geräthschaften der Weißen im Gebrauche.

Ihre Waffen bestehen aus dem Bogen (ui), Pfeilen (dou) und einer Lanze (arug'ar'u), alles sehr gut aus sehr hartem Holze gearbeitet. Die Spitzen der Pfeile sind aus Affenknochen gemacht, manchmal sogar von Eisen. Wenn sie irgend einen verrätherischen Ueberfall unternehmen, so bedienen sie sich sehr starker Holzkeulen, welche sie bei den Erschlagenen liegen lassen. Die in S. Pedro de Alcântara Lebenden gebrauchen schon Feuerwaffen, welche ihnen der Missionsdirektor verkauft; sie sind ausgezeichnete Schützen und sowohl mit dem Pfeile wie mit der Flinte verfehlen sie selten ihr Ziel.

Zur Jagd vereinigen sich 10 bis 20 Männer und folgen, begleitet von einer großen Anzahl magerer Hunde, der Spur des Wildes, bis sie in die Nähe desselben gelangen; wenn sie es zu Gesicht bekommen und es flieht, so lassen sie die Hunde los und begleiten die Jagd mit großem Geschrei, bis sie das Wild erreicht und getödtet haben. Wenn es ein großes Wild ist, z. B. ein Anta (Tapir), so nehmen sie die Eingeweide aus, geben diese und das Blut den Hunden und legen das ausgeweidete Wild bis zum nächsten Tage in Wasser, dann bringen sie es in ihre Wohnung und braten es auf folgende Weise: Sie graben, der Größe des Wildes entsprechend, ein Loch in die Erde, füllen dies mit viel Holz und zünden es an; auf die glühenden Kohlen legen sie Steine und füllen darauf wieder viel Holz; wenn dieses gut in Gluth ist, hüllen sie das Thier mit der Haut in Palmblätter, decken das Ganze noch mit einer guten Menge Palmblätter zu, legen es auf die Kohlen und bedecken die Grube mit Erde. Am nächsten Tage graben sie das Fleisch aus, was dann herrlich gebraten ist und keinerlei Gewürzes bedarf, um als sehr schmackhafter Dissen verzehrt zu werden. Kleines Wild wird sogleich verpeist, nachdem es auf Kohlen oder an kleinen Bratspießen gebraten ist; bisweilen kochen sie es auch, nachdem es vorher etwas angeräuchert ist. Vögel fangen sie in Hütten oder mit Leimruthen. Sie nähren sich auch von Fischen, welche sie in parys fangen; es sind dies von einer Seite des Flusses zur anderen reichende Rohrgeflechte, in welche sie einen großen Korb aus Rohrgeflecht versenken, welchen sie mit zu diesem Zwecke gepflanzten Früchten, Bohnen, Hirse, Kürbis und Honig, füllen.

Im Essen sind sie sehr gefräßig; sie essen immer, wenn sie nur können, wenn sie jedoch nicht viel haben, sind sie auch mit Wenigem zufrieden und nehmen dann oft nur einen Mund voll. Sie setzen sich zum Essen alle zusammen in hochender Stellung nieder und essen mit den Fingern oder mit einem Stückchen Holz oder Rohr. Nach der Mahlzeit reinigen sie sich die Hände im Haare und gehen bald darauf zum Flusse, um sich den ganzen Körper zu waschen.

Da in den von ihnen bewohnten Gegenden das Wild sehr reichlich ist, essen sie nur das Fleisch derjenigen Thiere, welche ihrem Geschmade am besten zusagen, wie vom Antá (oyóro), Affen (casióro), Wildschweine (orong) und Gürtelthiere (okxa). Das Fleisch der Fische und vieler anderer Thiere lieben sie nicht. Sie genießen auch viele Waldkräuter, besonders eine große Nesselart und eine Art Alge oder Flechte mit sehr zarten Fäden, welche sich an den Steinen in den Flußeinbuchtungen findet.

Die Gaingangs treiben Vielweiberei, meist jedoch nehmen sie nicht mehr wie vier bis sechs Weiber, und diese gewöhnlich aus derselben Familie. Die Männer heirathen nicht vor dem 18. bis 20. Jahre; wenn sie ein Kind oder junges Mädchen finden, was ihnen gefällt, so fordern sie es vom Vater und machen diesem ein kleines Geschenk. Wenn er auf den Wunsch eingeht, so schließt sich der Bräutigam der Familie der Braut an; ist die Braut schon ausgewachsen, so gehört sie ihm gleich ohne weitere Ceremonien; wenn die Braut jedoch noch Kind ist, muß der Bräutigam dem Schwiegervater alle nöthigen Dienste bei der Jagd, dem Ackerbau, Holzhausen u. s. w. thun, bis die Braut 10 bis 12 Jahre alt ist. Von da ab bleibt er entweder in der Familie des Schwiegervaters oder er nimmt sein Weib mit sich und sucht eine andere Familie, was jedoch selten geschieht. Es ist sehr selten, daß ein Mann seine Frau verläßt; die Weiber jedoch, wenn sie ausgewachsen sind, gehen öfter fort, um sich einen anderen Gefährten zu suchen. In diesem Falle verstecken sie sich sechs bis acht Tage im Dickicht; findet der Mann sie in den ersten Tagen und der Liebhaber ist nicht muthig, so empfängt er sicher eine gehörige Tracht Prügel und die Ungetreue geht in das von ihr verlassene Heim zurück; für sie hat es weiter keine Folgen, als daß der Mann noch zärtlicher gegen sie ist. Wenn die Weiber ihre Entbindung nahe fühlen, so gehen sie mit einer Freundin in den Wald; gleich nach der Entbindung gehen sie mit dem Neugeborenen ins Wasser und waschen sich und das Kind, dann gehen sie wieder in ihre Wohnung zurück, wo sie ihre gewohnte Arbeit wieder aufnehmen, als ob nichts passirt sei.

Die Männer behandeln ihre Frauen mit großer Sanftmuth; sie sind immer mit ihnen und den Kindern zusammen und besprechen ihre Geschäfte mit ihnen. Gegen die Kinder sind sie ausnehmend zärtlich, sie schelten oder strafen sie niemals. Resultat dieser unvernünftigen Liebe ist, daß die Kinder ihren Eltern wenig Achtung bezeigen; Dorba hat selbst gesehen, daß sie ihre Väter mit Stöcken mißhandelten. Die Mütter tragen die kleinen Kinder immer auf dem Rücken, um den Kopf eine Schleife, um sie damit festzuhalten, und eingehüllt in die Decke (*curú*); sie nähren sie bis zum zweiten und vierten Jahre, meist bis sie ein anderes Kind haben.

Wird Jemand aus dem Stamme krank, so setzen sie ihn in die Nähe eines Feuers und reiben ihn mit dem Saft verschiedener Kräuter und Pflanzen ein; wird der Kranke schlimmer, so versammeln sich alle bei ihm, die Weiber beginnen zu weinen und die Männer sagen ihm, er solle noch nicht sterben, denn sie wollten ihn gut behandeln und ihm viele Geschenke machen. Wenn sie aber sehen, daß keine Hilfe mehr für ihn ist, versprechen sie ihm, ihn mit einer neuen Decke, schönem Bogen, Pfeilen und großen Muschelschnüren zu begraben und für seine Weiber und Kinder zu sorgen. Wenn er gestorben ist, wird er sogleich in liegender Stellung mit Decke, Bogen, Pfeilen und Art in eine flache, mit Holz ausgefüllte Grube gelegt; seine Verwandten bereiten Wein und laden die Nachbarn ein, ihn zu begraben, was diese auch thun, indem sie in Körben Erde bringen und diese auf den Todten schütten, bis sich ein Grabhügel in Form einer Pyramide von 4 bis 6 m Höhe und 6 bis 8 m Basis gebildet hat.

Nach Beendigung dieses Liebesdienstes begeben sich Alle in die Wohnung des Verstorbenen, wo sie sitzend trinken und singen. Sobald sie ansingen animirt zu werden, erheben sie sich singend und tanzen nach dem Takte einer Art Cymbel (*Xú*) um ein großes Feuer herum. So fahren sie, bald sitzend, bald stehend, immer fort zu singen und zu

trinken, bis der Wein zu Ende ist, dann gehen sie an den Fluß, sich zu waschen und schlafen darauf. Die Weiber, Kinder, Mütter und Geschwister beweinen den Todten noch viele Tage. Kinderleichen werden nicht unter pyramidenförmigen Grabhügeln beerdigt, sondern nur in ebener Erde eingescharrt. Die Musikinstrumente der Gaingangs, wenn man sie als solche Gegenstände bezeichnen kann, welche kaum unharmonische und unbestimmte Töne von sich geben, sind: ein gebogenes Horn aus Holz oder Rohr (*oaqueré*), eine Flöte aus Rohr (*coquá*), eine Art Cymbel (*Xú*), Pfeifen aus Rohr und ein Instrument aus seinem Rohr mit einem durchlöchernten Kopfe am Ende, welches sie *otororá* nennen.

Bei der Gastfreundschaft beobachten sie folgende Gebräuche. Wenn ein Fremder in eine Ansiedelung seines Stammes kommt, sucht er sich an dem Orte zu verstecken, wo die Bewohner gewöhnlich ihr Wasser holen, bis er irgend einen Verwandten oder Bekannten sieht; dann tritt er hervor und erzählt, wer er ist. Dies theilt nun der Betreffende den Anderen mit, welche sich auf den Empfang des Besuches einrichten. Der nächste Verwandte legt sich auf die Erde, bedeckt sein Gesicht mit der Decke (*curú*) und seine Frau bereitet ein Essen. Der Besuch tritt ein ohne ein Wort zu sagen und ohne Jemanden zu grüßen und legt sich neben den mit verdecktem Gesichte schon Liegenden. Die Frau stellt dann das fertige Essen vor die Beiden und sagt zu ihrem Manne, er möge mit seinem von fern hergekommenen Verwandten essen. Der Mann setzt sich und ladet den Anderen ein, mit ihm zu essen. Nach dem Essen erzählt der Besucher, woher er gekommen, was in seinem Hause geschehen und was er auf der Reise gesehen und erlebt hat. Wenn der Besucher den Tod irgend eines Verwandten zu berichten hat, ist dies für die Weiber Grund zu großen Wehklagen, und unter vielem Geschrei und mächtigen Thränenströmen suchen sie ihn zu trösten. Gewöhnlich werden bei diesen Besuchen ihre *goio-sa*-Feste (s. unten) aufgeführt.

Die Gaingangs sind mit Allem, was sie in ihrer Wohnung haben, sehr freigebig; das erste, was sie thun, wenn Jemand zu ihnen kommt, ist, daß sie fragen, ob er Hunger habe; in Tagen des Ueberflusses fragen sie nicht einmal, sondern setzen, ohne etwas zu sagen, ihm Essen vor. Niemandem verweigern sie das Essen und selbst, wenn sie nur ganz wenig haben, theilen sie das Wenige mit dem Hungerigen.

Die Gaingangs verstehen zwei Arten gegohrener Getränke herzustellen, deren Hauptbestandtheil die Hirse (*nhára*) ist; das nur aus Hirse und Wasser bereitete Getränk nennen sie *goio-sa*, wird demselben noch Bienenhonig zugefügt, so heißt es *quoqui*. Zur Bereitung des *goio-sa* zerstampfen sie die Hirse, übergießen sie in großen hölzernen Gefäßen mit einer genügenden Quantität lauwarmen Wassers und lassen sie unter häufigem Umrühren mehrere Tage in der Nähe des Feuers stehen; nach beendigter Gährung ist das Getränk fertig. Nun werden die immer gern erscheinenden Nachbarn eingeladen, dann trinken, tanzen und singen sie Tag und Nacht, bis sie betrunken sind und der Wein zu Ende ist. Das *goio-sa* ist säuerlich, bitter und für einen civilisirten Gaumen von schlechtem Geschmade; das *quoqui*, welches, wie oben gesagt, mit Bienenhonig gemischtes *goio-sa* ist, schmeckt besser, berauscht jedoch leichter.

Wenn die Gaingangs ihre Trinkgelage halten, essen sie nichts, erbrechen sich häufig und trinken dann weiter, bis sie umfallen. Wenn einer der Theilnehmer am Gelage in der Trunkenheit anfängt zu schreien und die übrigen zu be-

lästigen, so wird er von den Weibern fortgebracht und an Händen und Füßen festgebunden, bis er ruhig ist.

Aus der Hirse fabriciren sie noch ein anderes Getränk, eine Art dünnen Breis, welchen sie goio-cupri, weißes Wasser, nennen. Um dieses herzustellen, unterwerfen sie die Hirse einer leichten Röstung, indem sie dieselbe mit glühenden Kohlen vermischt in Körbe legen und diese in der Luft schwenken; hierauf wird die Hirse zerstampft und in große Thongefäße (coorên) gethan, diese werden in die Nähe des Feuers gestellt und mit Wasser gefüllt; am nächsten Tage schöpfen einige alte Weiber die Hirse heraus, zerkaueu sie langsam und speien das Gekaute wieder in die Thongefäße. Nach 24 Stunden ist das Getränk fertig, welches nach Aussage der Caingangs sehr schmackhaft und kräftig ist.

Zur Herstellung von Feldern suchen sie nicht zu dicht bewachsene Stellen aus, schlagen die jungen Bäume nieder und zünden sie dann an. Die Feldarbeit wird von den Weibern besorgt; dieselben bedienen sich hölzerner Grab-scheite, womit sie kleine Höhlungen machen, in welche der mit Speichel angefeuchtete Samen gelegt wird. Von den Nahrungsmitteln pflegen sie keine Vorräthe anzulegen; wenn sie etwas nöthig haben, holen sie es vom Felde. Von der frischen wie trockenen Hirse machen sie große Kuchen, welche, in die Blätter des Caeti gehüllt, in der Asche gebacken werden, sehr schmackhaft sind und sich lange halten; es ist dies auf Reisen meist ihr Nahrungsmittel.

Wenn die Caingangs reisen, haben sie keine Eile; für sie ist Reisen und Jagen dasselbe. Wo sie auf der Reise Wildspuren entdecken, verfolgen sie das Wild, bis sie es erlegt und gegessen haben.

In der Arbeit sind sie sehr faul; im Ueberflusse arbeiten sie selten, nur in den frühen Morgenstunden, ehe die Sonne anfängt heiß zu scheinen; den Rest des Tages verwenden sie zum Schlafen, den Nachmittag zum Herumschlendern. Trotzdem sie eine an Flüssen reiche Gegend bewohnen, verstehen sie von der Schiffahrt nichts und können nicht einmal Canoes bauen. Sie baden sich sehr gern, sind aber selten Schwimmer.

Als Schmuck und Zierrath haben sie bei festlichen Gelegenheiten eine Art Hemd (craninim) ohne Aermel und ganz offen, welches ihnen bis auf die Schenkel reicht; schöne Kränze vielfarbiger Federn (arangretára), ihre großen Decken (curú-cucha), große Schnüre von weißen Muscheln oder Affenzähnen. Einige bestreuen sich, wenn sie schwigen, mit einer Menge kleiner Federn, welche im Gesichte und am Körper hängen bleiben; die meisten streichen sich den ganzen Körper schwarz an und halten sich dann für sehr schön und ansehnlich. Als körperliche Uebung haben sie ein Spiel, welches sie caingiro (Spiel oder Vergnügen der Stöcke) nennen; es ist dies eigentlich mehr ein wirklicher Kampf, obwohl die hierbei empfangenen Verwundungen keine Feindschaft veranlassen. Dazu richten sie einen großen freien Platz her und schneiden eine Menge kurzer, dicker Stöcke, welche sie an zwei Endpunkten des Platzes niederlegen; dann fordern sie die Bewohner einer anderen An-

stielung zu diesem Vergnügen auf; diese nehmen die Einladung immer an, schneiden sich gleichfalls eine Menge Stöcke und nähern sich, dieselben tragend, vorsichtig dem zum Spiele bezeichneten Plage; sobald sie ankommen, stellen sich die Andern zum Kampfe; sie werfen sich nun gegenseitig unter großem Geschrei mit den Stöcken, bis eine der Gruppen unter großem Hohnschrei der Gegner den Platz verläßt. Die Weiber, bedeckt mit einer Art Schild aus Baumrinde, sammeln die geworfenen Stöcke auf und legen sie an die Seite ihrer Kämpfer; wenn einer der Männer schwerer verwundet wird, bringen sie ihn fort und suchen ihn zu heilen. Bei diesen Gelegenheiten giebt es immer schwere Wunden, ausgelaufene Augen, zerschlagene Finger u. s. w. Nichts jedoch stört die Freundschaft unter den beiden Parteien; die, welche unter den ungünstigsten Umständen kämpften und am meisten mißhandelt wurden, werden als die Muthigsten und Lobenswertheften angesehen (turamanim). Dieser Kampf wird auch bisweilen Nachts ausgeführt und heißt dann pingiro; hierbei werden die Stöcke an einem Ende angezündet und zu den sonstigen Wunden kommen noch Brandwunden hinzu. Alle ihre Spiele sind plump und grob.

Die Caingangs sind mittheilsam, vergnügt, neugierig, lieben sehr, ihnen unbekanntes zu lernen, erlernen mit Leichtigkeit das, was man ihnen zeigt, jedoch sind sie in geistigen Beschäftigungen wenig ausdauernd; sie halten selten, was sie versprechen und schämen sich durchaus nicht ihres Wortbruchs. Um sie zum Gehorsam und zur Achtung zu bringen, ist es nöthig, daß man ihnen einen Beweis körperlicher Ueberlegenheit giebt; dann sind sie ebenso unterwürfig und lenksam, als sie vorher unverschämt und hochmüthig waren. Es ist Gebrauch, daß die Verwandten für eine einem der Ihrigen zugefügte körperliche Mißhandlung Ersatz oder Bezahlung fordern; in diesem Falle giebt man ihnen entweder irgend ein kleines Geschenk oder zahlt ihnen in derselben Münze wie dem Verwandten, in beiden Fällen gehen sie ruhig und zufrieden fort und benutzen die erste sich ihnen bietende günstige Gelegenheit, sich zu rächen.

Ihre Sprache ist sehr guttural und der der Guarani in Nichts ähnlich. Sie sprechen das l und das starke r nicht aus; von den Worten, welche Borba von ihrer Sprache kennt, sind zwei aus der Guarani-Sprache (pira = Fisch, und piraju = Goldfisch) und ein drittes (kifs = Messer) ist dem kico im Guarani ähnlich. Das j wird wie das spanische Jota ausgesprochen. Es ist die Meinung fast aller Autoren, welche über die Sprachen der brasilianischen Wilden geschrieben haben, daß in ihnen einige Buchstaben gänzlich fehlen, so das starke r, l und z. Auch Borba war bis vor Kurzem dieser Meinung; nachdem er jedoch Gelegenheit gehabt hat, einige Wilde vom Stamme der Chavantes kennen zu lernen, welche in den Campos novos der Provinz S. Paulo leben, hat er sich überzeugt, daß dieses Fehlen der Buchstaben nicht so ausnahmslos ist; in der Chavanti-Sprache findet sich das r, l und z, welches letztere wie das englische th ausgesprochen wird.